

Die schöne Lilly.

Von Emma Meier.

In Stanberg wurde zum Besten einer Kirche ein Bazar veranstaltet. Der Gedanke war von einigen dort wohnenden vornehmen Damen ausgegangen. Man hatte für anmuthige Verkäuferinnen gesorgt und an die Willensbetheger und Sommerfrischler, die während des Sommers an dem schönen See wohnten, höfliche Einladungen geschickt.

Mancher Familienvater brummte allerdings: Nicht einmal auf dem Lande sei man von der abgedroschenen Bazarwirtschaft verschont. Was ihn diese Kirche angehe? Um so begehrter waren die jungen Mädchen. Der Zwed kümmerte sie ja recht wenig. Wenn man nur wieder unter Menschen kam und die hübschen hellen Kleider hervorholen konnte! Seit Wochen lief man in Loden herum. Es war rein zum Verzweifeln vor langer Weile bei diesem ewigen Regenwetter!

Karl Curt, ein Münchener Architekt, hatte sich eigentlich gegen seinen Willen mit dem Aufbau und der Ausschmückung des Verkaufsalles Localbeschaftigt. Er war von einer hochgestellten Frau, der sich nicht wohl eine Bitte abschlagen ließ, zu der Mitwirkung aufgefordert worden.

Nun stand er im Regen, der wieder beharrlich heruntergoss, auf dem Stege und wartete ziemlich gleichgültig auf die Ankunft des Dampfers, der die Teilnehmer an dem Bazar von allen Ufern des Sees herbeigeführt hatte. Es wimmelte von eleganten Erscheinungen; lustige Stimmen schwirren durch die Luft.

In der nassen, grauen Landschaft entfaltete sich ein Stückchen bunter, animirter Stadtlebens. Curt ward erschiedenen hohen Persönlichkeiten, mehreren älteren und jüngeren Damen vorgestellt. Er verbeugte sich, sprach ein paar Redensarten, war aber ganz geistesabwesend, ganz zerstreut. Er hatte ein Mädchenbild vor sich aufzuheben sehen, das ihn fassungslos machte, verwirrt vor Entzücken. Noch lag der weiße Schleier wie ein Duftwölken über dem dunklen Lockengebüsch, das ziemlich tief in die Stirn hing, über dem zarten Oval. Er hatte zuweilen beobachtet, wie solch' seines Tuglgenes verklärte, läusche — doch nein! Sie bedurfte keiner blendenben Hülle! Als sie den Schleier weg nahm, sah er erst, wie schön sie war: diese Augen! Tief schwarz, von welchem Glanz, mit einem räthselhaften Blick, wie aus einer ernsten, heißen Seele!

Dieser Wimpernschatten mit den blauen Wangen! Diese feinen, rothen Lippen! —

Man war an diesem Nachmittag nur zu einer Vorbesprechung, einer Art Probe zusammengetommen. Erst am darauffolgenden Tage sollte die Eröffnung des Bazaars stattfinden. Die Herren des Comites hatten Abends noch eine letzte Sitzung. Das schöne Mädchen hatte allgemeines Aufsehen erregt; man freute sich über die reizende Verkäuferin. Sie wurde viel über sie gesprochen. Sie hieß Lilly von Wildberg, war aus Baden-Baden und wohnte nun zum Besuch bei Frau Commerciantin Hettner, ihrer Tante, auf der schönen Villa in Feldsding.

„Schade, daß sie kein Geld haben soll!“ seufzte ein Lieutenant entsagungsvoll.

„Arm wie eine Kirchenmaus ist sie und anspruchsvoll wie eine Prinzessin,“ spottete ein Maler, der eine bide, reiche Wittstochter geheiratet hatte.

Curt war plötzlich Feuer und Flamme für den Bazar. Er arbeitete noch in der Nacht, um selbst die Buben mit Schilblenden, mit Schiff und bunten Schleifen zu schmücken. Drei Tage lang sollten diese herrlichen Augen hier leuchten! Ein freudiger Stolz wuchs in seiner Seele empor. Vor wenigen Jahren noch hätte er sich sagen müssen: diese hübsche Blume sei für ihn unerreichbar. Aber nun war er endlich so weit, daß er wählen durfte, ohne Rücksicht auf Vermögen. Reichthümer besaß er ja immer noch nicht; aber er konnte einer Frau eine sorglose, behagliche Existenz bieten.

Am Sonntag nach Tische begann unter lebhafter Beihilfung der Verkauf. Lilly hatte Cigaretten und Cigaretten und keine Liqueure anzubieten. Ein Glück für den Architekten, daß die Gläser so klein waren! Er hätte sich sonst vollständig vergiftet mit Chartrusse und Benedictiner. Seine Taschen füllten den Vorrath an Rauchmaterial nicht mehr, den er sich schon zusammengekauft. Er wollte doch jede Minute benutzen, um die junge Dame kennen zu lernen, die er mit einer so plötzlich erwachten Leidenschaft begehete.

Wenn ein Mann dreißig Jahre alt geworden ist, ehe er einer Herzensregel Raum über sich gewinnen ließ, dann gibt der Verstand, der so lange die Oberherrschaft führte, nicht so leicht die Zügel aus der Hand. Halb hingelassen, halb als kritischer Beobachter, stand Curt vor dem schönen Mädchen und lauschte auf ihr Gepläuber. Von überraschender Unwissenheit war sie allerdings; das ward ihm bald klar. Aber was liegt an dem ärgsten Schnitzer in Geschichte oder Geographie, wenn ein Mund so begabter lachen kann? Niemand entging ihrem Witz, der an der Bude vorüber kam. Wie reizend ihr der boshafte Muthwille stand und wie drollig sie den bayerischen Dialect nachzuahmen wußte! Wenn nur die Stunden nicht so rasch dahinschlügen, sobald man sich einmal gut unterhält.

„Frau Commerciantin, morgen bekommen wir sicher einen schönen Tag!“ wandte sich Karl beim Abschiede an Lilly's Tante. Darf ich Sie nicht in der Morgenfrühe im Kahn in Feldsding abholen? Eine Seefahrt ist ja so reizend.“

Frau Hettner lachte. „Ich wäre gern bereit. Ich fürchte nur, meine Gesellschaft allein wird Ihnen nicht genügen. Und meine Nichte schläft ja immer bis elf Uhr!“

„Aber, gnädiges Fräulein! Bei gutem Wetter wäre das ja fündigst! Da machen Sie doch eine Ausnahme!“ Sie sah ihn ganz entzückt an.

„Mir ist der Morgen widerwärtig. Ich bin in übelster Laune, ich bin elend, krank, wenn ich früher aufstehe.“

In diesem Punkte ist sie unerbittlich,“ klagte die Tante. „Ich habe ihr schon königliche Belohnungen versprochen, wenn sie etwas zeitiger zum Frühstück kommen wollte. Aber nicht einmal mit Brillanten läßt sie sich etwas von ihren Siebenschlafers = Gewohnheiten abhandeln.“

Curt verging am nächsten und übernächsten Tage vor Ungeduld. Lilly erschien erst des Nachmittags und ward dann von Menschen umringt. Sie hatte ihren Vorrath schon so ausverkauft, daß sie eine Preissteigerung ankündigen mußte. Noch immer gingen die Geschäfte brillant. Ein sehr jugendlich angezogener älterer Herr, ein erst vor Kurzem in den Adelstand erhobener Baron v. Kraft, wußte kaum mehr aus ihrer Nähe, zu Karls wachsendem Aerger. Sie lachte allerdings hinter dem Rücken des Barons über dessen gefärbten Schnurrbart und seinen flüchtigen Smolting; aber der neue Vererber, der Curt im Schnäpfe beharrliche Concurrenz machte, raubte ihm doch jede Möglichkeit zu einem ernsthaften Gespräch.

Als am letzten Abend die Verkaufsbuden geschlossen waren und Lilly ihre reichgefüllte Kasse abgeliefert hatte, als man nun plaudernd auf- und abging und auf den Beginn des Abends wartete, der die Schlusfeier bilden sollte, gelang es dem Architekten endlich, Lilly zu einer Rahnfahrt zu überreden.

Es machte ihr Spaß, dem zubringlichen Baron, der ihr wie ihr Schatten folgte, zu entziehen und heimlich an Karls Arm aus dem Saale zu entschlüpfen. Wie Kinder, die der Schule entlaufen, sprangen sie an das Seeufer, guckten sich um, ob ihnen auch Niemand folge, und schwammen dann in dem kleinen Boote in den goldenen Glanz hinaus.

Lilly drückte sich ein Blumenblatt in das linke Auge, um das Monocle des Barons darzustellen, und ahmte seine näselnde Stimme nach.

„Wo ist denn blos Fräulein von Wildberg hingekommen? War doch eben hier — ahem!“

„Sind Sie schadenfroh?“ lachte Karl.

„Ach, lassen Sie mich doch ein bißchen lustig sein! Ich habe eine Entschädigung verdient für diese letzten fürchterlichen Wochen auf der langweiligen Villa!“

„Was's so schlimm? Hatten Sie denn keine Bücher?“

„Aber ich bitte Sie! — Ich kann doch nicht immer lesen! Das ist ja zum Sterben!“

„Kein Klavier? Sie sind gewiß sehr musikalisch, gnädiges Fräulein?“

„Ich lachte.“

„Ich kann eine einzige Polka spielen! Weiter habe ich's nie gebracht. Aber Sie begreifen doch, daß Tante sie auch nicht öfter als täglich einmal hören mag.“

„Handarbeiten sind jedenfalls nicht nach Ihrem Geschmack? Sie malen auch nicht?“

„Um Gotteswillen! Wie komisch Sie fragen! Mir ist nichts verbotener, als diese talentvollen, hübschgeburigten Damen, die immer sterben und arbeiten! Woju denn?“

„Aber, verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, was machen Sie denn zu Hause in Baden-Baden! Ihr Tag geht ja allerdings sehr spät an,“ neckte er sie.

„Oh, dann gehe ich fort; man trifft Bekannte und plaudert. Und Nachmittags haben wir doch unser Lawn-Tennis-Klub. Oh, das ist furchtbar lustig! Wenn wir hier einen Spielplatz hätten, das wäre ein anderes Leben!“

„Ich hatte auch Tante schon überredet. Aber bei dem entsetzlichen Wetter! Wir spielen auch manchmal Ball oder Reiten. Aber Lawn-Tennis ist doch unvergleichlich! Sie kennen es doch?“

„Werben Sie mich sehr verachten, gnädiges Fräulein, wenn ich die Frage verneinen muß? Ich hatte niemals Zeit zum Spielen.“

Sie sah ihn ganz erstaunt an. Aber warum denn nicht! Spielen ist doch das Beste, was man hat!

Es war ja still auf dem See; ganz leise schlugen die leichten Wellen an den Kahn. Die fernen Berge schimmerten in leichter Abendgluth und von den Rudern flossen goldige Tropfen. Auch über Lillys dunkles Haupt webte die Sonne einen Glorienkranz.

„Wie schön es ist,“ sagte er leise und ließ die Ruden sinken, um nur zu schauen, — sich ganz zu vertiefen in das Wunder ihrer dunklen Augen.

„Ich hatte niemals so heiß bewegt, so unvergeßliche Tage erlebt wie diese letzten,“ gestand er mit veränderter weicher Stimme.

Es ward ihr sehr seltsam zu Muthe in diesem Abendfrieden, vor diesen Männeraugen, die sich so fest, so forschend, so bittend auf sie bestellten. Ein schüchtern Ernst slog an sie heran: ihr Herz regte sich ein wenig wie in einem schwachen Echo seiner warmen Empfindung. Aber sie schüttelte die Bewegung ab, wie ein Vogel die Regentropfen.

„Hören Sie nur, die Musik beginnt! Wir müssen umfahren. Ich will doch noch ein paar Blumen in das Haar stecken vor dem Ball!“

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein!“

Er verzick es ihr nicht, daß sie den Reiz dieser Stunde nicht verstanden, daß sie in diesem Augenblicke ernstlicher hatte, in dem er eine Schicksalsfrage zu sprechen im Begriff gestanden.

Beim Tanze riß er sie gewaltsam, in bestiger Leidenschaft an sich, in Zorn, daß er nicht zu enträthseln vermochte, welche Gedanken hinter dieser glühenden Blick bedeute.

„Auf Wiedersehen!“ rief er ihr mit erregter Stimme nach, als der Nachtzug sie entführte. Er grüßte über sich selber, daß er sie gehen ließ, ohne das entscheidende Wort gesagt zu haben.

Am nächsten Tage machte er seine Eltern besuchen. Sie hatten sich in der Nähe am Ammersee ein Häuschen gekauft, in dem sie die Sommerwochen zubrachten. Es war ein höchst beschneider Besitz, eigentlich nur ein Bauernhütchen und es war ihm nicht recht gewesen, daß sie sich mit dem schlichten Untertommen begnügten. Aber er staunte nun ordentlich, wie hübsch es geordnet war. Hellegelbige Möbel mit bunten Blumen gemalt, altdentische Decken auf den Tischen, Rosen im Garten, Blumen an den Fenstern.

Seine Mutter freute sich kindisch über die Bewunderung des Sohnes.

„Alles mein Werk, Karl! Ich hab aber ordentlich herumantirt und tappejrt und gemalt und geschildert und im Garten gearbeitet!“

„Du solltest Dir mehr Ruhe gönnen!“ meinte er mit einem besorgten Blick auf ihr graues Haar. Warum Dich so plagen?“

„Aber das ist doch keine Plage! Das macht mir ein Kiefenvergönnen. Ich kann nicht die Hände in den Schoß legen, das bin ich nicht gewöhnt.“

Seine Schwester war auch zu Besuch bei den Eltern. Sie hatte eine Stelle als Zeichenlehrerin und fühlte sich sehr glücklich, daß sie in den Ferien Naturstudien machen konnte.

In dieser Atmosphäre frischer Thätigkeit, unermüdbarer Arbeitslust erging es ihm seltsam. Der Gedanke an Lilly floß ihm zusammen mit einem Bilde, das er einmal, — er wußte nicht mehr wo, — gesehen hatte: eine junge Türkin, die auf einem Ruhestuhle lagend, sorglos ihren Papagei liebkoste, während draußen vor den Fenstern der Straßenkampf wüthete.

Er konnte sich von der Vorstellung nicht mehr losmachen. Das Mädchen, das seine Tage verfließ, veränderte, verspielte und nichts wußte und ahnte von dem Ernst des Lebens, von dem großen Gesetze der Arbeit, erschien ihm in dem deutschen Heim wie eine Fremde, wie eine schön gepuzte Haarnestochter. Ein unglückliches Mitleid überkam ihn. Nur in der weiblichen Luft eines Baderortes hatte sie in diesem Pflanzengarten aufzuwachsen können, unter Menschen, die ihren Mühsiggang mit Luxus und Genuss anfüllten.

Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. „Ich gehe in die Berge, Mutter,“ sagte er zu der flehigen Frau, die schon vor ihr Rosenbeeten stand und wilde Schöplinge abschnitt.

„Das ist geschickt, Karl! Wie gerne möchte ich mit Dir laufen!“ rief sie ihm nach.

Er rannte dahin, als wäre er auf der Flucht vor der Villa am Stattnbergersee, vor seiner Erinnerung, vor seinen tollen Wünschen.

Als er nach einer Woche mit gebräuntem Gesicht und ruhigeren Herzens zurückkehrte, hörte er gleich die Nachricht: Lilly hatte sich mit Baron von Kraft verlobt. „Ein Millionär,“ hieß es. „Ein Krösus!“

Karl lachte bitter auf. „Der Mann mit dem gefärbten Schnurrbart! Mit dem Monocle!“ Er erinnerte sich, wie Lilly über ihn gepötte hatte. Aber was blieb ihm übrig? Es war nun einmal das Los der Mädchen ihrer Art, sich an einen reichen Mann zu verkaufen! Dafür hatte man sie erzogen!

Er schrieb ein paar Glückwünsch-Worte an Frau Commerciantin Hettner. Als die Karte ankam, sahen die Damen auf der Veranda.

„Schade!“ sagte die Tante mit eirem Seufzer. „Ich dachte eine Weile, Curt bewerbe sich um Dich. Er brante ja lichterloh. Ueber diese Verlobung hätte ich mich aufrichtiger freuen können.“

Lilly schaute mit ihrem heißen dunklen Blick auf den See und lächelte, wie von einer Erinnerung gestreift.

„Ach ja, — Herr Curt war ja ganz nett!“ erwiderte sie leichtsinnig. „Aber weißt Du, Tante, das wären doch wieder enge, kleine Verhältnisse gewesen, die ich nicht leiden kann. Wenn mir ein Mann noch so gut gefiele, ich würde mich doch beständig nach einer Equipage sehnen und nach einem eigenen Haus u. s. w. Aber wenn ich das alles habe, dann kann ich auf das höchste Verleibtheit ganz leicht verzichten.“

„Wie, darn ist es ja gut!“ sagte Frau Hettner kühl und bei sich dachte sie: „Curt, daß der arme Kerl nicht auf über diesen Gluthaugen hereinfiel! Wie das läuschen kann!“

Er verzick es ja gut wie er. Kalte Schauer rannen durch seine Glieder, wenn er hörte, wie der Orkan laut heulend mit Riesentraf auf das Haus losströmte, um sich dann wieder weiterzuwälzen. Er hörte das Meer dröhnen, dröhnen und brausen, und sah im Geiste die tünnen Bogen der Wellenlämme thurmhoch sich blähen, ihre schäumenden Häupter zusammenstoßen, um dann mit dumpfem Geräusch an den Ufern zu brechen. Ja, er sah noch mehr, er sah, was schon seit einem Jahr nicht gesehen — aber was ihn seit jenem gräßlichen Sturm unaufhörlich verfolgte, — ein Schiff mit aufgeböhter Nothflage, das mit geblähten Segeln dem Ufer zustrebte, und das Rettungsboot, das vom Strand abstieß; er selber sah darin und handhabte die Ruder mit weinunnebeltem, schwerem Kopf und unsicherer Hand. Und noch heute hörte er die bestehende Stimme: „Hinaus mit dem Betrunknen,“ aber mit dem unbegreiflichen Starrsinn der Verwundeten hatte er die Ruder nicht losgelassen. Alles das ward jetzt lebendig vor seiner Seele und er wachte noch die starken Arme zu fühlen, die ihn mit Gewalt aus dem Kahn geschleppt.

Als er am anderen Morgen mit wüstem Hirn erwachte, schleppte er sich an's Ufer. Der Sturm hatte ausgebläst, das Meer war still und regungslos. Von der Ferne dunkelte ihm das Wrack des Schiffes mit dem Himmel ragendem gebrochenen Mast entgegen. An dem Strand standen die Leute in dichten Gruppen und unwillkürlich schlich er näher, ohne daß sie ihn bemerkten. Alle sprachen sehr erregt durcheinander und nur abgeriffene Worte drangen an sein Ohr. „Wenn unsere Rettungsapparate besser wären, so hätte das nicht geschehen können,“

meinte der Eine.

„Sag lieber, es ist eine Schande, daß unsere Rettungsmannschaft ärger ist, als das liebe Vieh. Ich habe den Einen eigenhändig hinausgeworfen; der Kerl war total betrunken. Wenn er nur beim Fallen den Hals gebrochen hätte der Gendel!“

Dann theilten sich die Gruppen und fünf Männer trugen die entseelte Hülle eines kaum zwanzigjährigen Jünglings, dessen Lippen noch halb geöffnet waren.

„Dort steht der Schurke, den ich gestern aus dem Boot hinausgeworfen habe,“ rief der eine der Männer, als er Gerrit erblickte. „Mörder! Du hättest ihn retten können. Du hast ihn getödtet.“

Starr und todtbleich stand Gerrit dort. Er sah nicht, was rings um ihn geschah, er hörte nicht, was die Leute sagten, nur das Eine klang ihm in den Ohren: „Du hast ihn getödtet.“

Von diesem Augenblick an war ihm sein Leben eine Qual. So oft der Nordwind um das Haus tobte, glaubte er zu hören: Mörder! Mörder! ...

Regungslos, den Kopf in die Hand, gestützt brütete er vor sich hin. Das Dorf schien ausgehorben. Alle waren in der Kirche. Wüthlich erhob er sich. Was für Aerm mochte das wohl dort draußen sein? Ruhelos öffnete er die Thür und schaute hinaus. Ein vorüberziehender Fischer bemerkte ihn.

„Vom Leuchthurm ertönt das Alarmglocken. Ein Schiff in Sicht! Auf Deinen Schwager.“

Und der Mann rannte weiter.

„Ein Schiff! Oh Du mein Gott! Ein Schiff!“

Gerrit hatte nur das Eine gehört. Er zog die Mütze bis über die Ohren und stürmte durch menschenleere Gäßchen fort, hinaus in den Wald, weg von dem Strand, weg, weg! Mit dem Wind gerühelten Wangen und gesenktem Haupt stürmte er mit beflügelten Schritten vorwärts. Auf der Landstraße begegnete er Vorübergehenden; er wich ihnen aus. Ein Trupp Kinder kam ihm entgegen, er schlug einen Seitenpfad ein.

Aber überall und immer hörte er das Brausen des Meeres, sah er die fruchtlosen Versuche das Boot loszumachen, das Auswerfen des Rettungsseiles, das verzweifelte Ringen der Schiffbrüchigen, den Todeskampf, der unweit vom Strande bei hellem Tag gerungen war.

Besser als irgend Jemand wußte Gerrit, daß die Fischer des Dörchens ungeschickte Ruderer waren. Darum hatte ihn der Gemeindevorstand dem Personal des Rettungsbootes eingereicht.

Er wußte zu rudern! Keiner kam ihm darin gleich. Wenn er damals nächsten gesehen wäre!

Kalter Schweiß bedeckte seinen Körper.

Das Meer verfolgte ihn. Je weiter er lief, desto vorurschlicher klang ihm das Brausen in's Ohr.

Vielleicht, wenn er in's Wirthshaus ginge? Seit jenem ewig unvergeßlichen Abend hatte sein Fuß die Schente nicht betreten. Geld hatte er in der Tasche. Aber wie dorthin gelangen, ohne von Jemandem bemerkt zu werden?

Die Kirchen hatten sich geleert, auf dem Marktplatz wimmelte es von Menschen.

In wahnwitziger Hast bog er in eine Nebengasse ein, um in der nächsten Schente Vergeffenheit zu trinken.

„Entel, Entel!“ rief plötzlich eine Kinderstimme. „Das Schiff ist ganz nah am Strand und die Leute sagen —“

Das Geflüster der kleinen Holzpanzertschiffen war schon ganz nahe gekommen, Gerrit aber rannte wie toll davon.

Wüthlich stieß er mit der ganzen Wucht seines Körpers an einen Gegenstand, den mehrere Männer trugen. Er frauchelte und fiel rücklings zu Boden.

„Laß ihn liegen. Um den ist's nicht Schade,“ rief der eine der Männer verächtlich und sie eilten weiter.

Gerritte versuchte ihn aufzurichten.

„Entel, hast Du Dir den Kopf gerbrochen?“ fragte die Kleine schluchzend, mit den kleinen Fingern die blutende Wunde berührend.

„Nicht Schade um ihn,“ murmelte Gerrit mechanisch, indeß er sich aufrichtete.

Zwei Weiber rannten wehklagend vorüber.

„Ach kann's nicht mit ansehen,“ jammerte die Eine. „Die armen Leute gehen zu Grunde. Denn keiner kann mit dem Rettungsboot umgehen. Keiner kann rudern.“

Klein Gerritte klatschte in die Hände.

„Entel kann rudern! Entel wird ihnen helfen!“ jauchzte sie. Und in nicht beiden Händen beim Kopf packend, schleppte sie ihn dem Strande zu.

Mechanisch folgte er ihr an das Ufer. Dort auf den Wogen lag das Schiff, ein Segel = Dreimaster, und die Wogen rollten brausend über das dunkle Rippenwerk hin und schlugen über dem Verdeck zusammen.

Die Mannschaft hatte den Kampf aufgegeben und sich in den Mastkorb geflüchtet. Vom Strand aus versuchte man ihnen das Rettungsseil zu werfen, aber der Sturm machte alle Versuche zu nichts.

Einige Schritte weiter versuchten einige Fischer das Rettungsboot flott zu machen. Aber die Ruderer schlugen holten in den brandenden Wogen zu tief aus.

„Dummköpfe,“ brummte Gerrit von der Höhe der Klippe zusehend.

Wüthlich rannte er im Sturmschritt an den Strand hinauf, warf die Schube ab und bahnte sich halb schwimmend, halb laufend einen Weg zu dem Boot, das von den Wellen immer wieder zurückgeworfen wurde. Gelbe Schweißtropfen perlten von seiner Stirn.

„Pack Euch. Zieht das Boot an den Strand,“ schrie er mit befehlender Stimme.

„Der betrunkene Gerrit!“

Stillschweigend gehorchten Alle seinen Befehlen. Sie schlepten das Boot weiter und flüchten ein. Er wählte das schwerste Ruden.

„Rudert, wie ich's Euch zeige,“ befahl er.

Die Menge hielt athemlos am dem Boot und seinem Lenker, der regungslos mit zusammengespreizten Lippen, wie an den Kahn genagelt, auf seinem Armbeuge das Boot hob und senkte.

Er fühlte weder Wind noch Kälte, sondern blickte nur starr auf's Schiff. Da plötzlich stürzte der Mast tragend in die Tiefe und mit ihm die unzertrennbar verlorene Mannschaft.

Gerrit war todtbleich. In demselben Augenblick sah das Rettungsseil lausend nieder.

„Habt Acht! Ergreift das Seil.“

Wie eine sich wälzende Schlange wand sich das Seil auf den Wogen. Der eine der Schiffbrüchigen klammerte sich mit zitternden Händen daran. Ein triumphirendes Aufleuchten ging über Gerrits weitergebräunte Wangen.

Und mit verdoppelter Kraft legte er das Ruder ein.

Die Sonne war im Sinken, als Gerrits Boot den Klüden antrat. Die Gerechteten lagen geborgen im Boote. Gerrit aber hatte seinen Platz wieder eingenommen. Barbümpft, bleich und starr sah er am Ruder mit der äußersten Ananstrengung nach einer günstigen Landungsstelle aussehend.

Eine Riesenwelle erfaßte den Kahn und wirbelte ihn fort.

„Nur ruhig! Nur muthig! überwältigt Gerrits Stimme das hüßliche Brausen.“

Im nächsten Augenblick schleuderte ihn eine zweite Welle über Bord.

„Nur vorwärts,“ rief er, „ich kann schwimmen.“

Ein Schrei des Entsetzens tönte vom Strande her. Das Boot näherte sich mit der Brandung kämpfend, langsam dem Strand, aber Gerrit kam nicht näher.

In später Abendstunde erwachte er zum Bewußtsein. Er lag in der Pugschube der Schiffe, nahe am Kamin, in dem ein helles Torfeuer loderte. Am Lette stand der Arzt und Frau Harms, die ihm mit einem Löffel einen erdärmenden Trank einflößte. Es mochte schon spät sein, denn tiefe Stille herrschte auf den Wogen.

„Entel, willst Du wieder gesund werden?“ fragte eine frische Kinderstimme.

Und Gerritte lief mit den kleinen nackten Füßchen herzu und klopfte einen Ruf auf Gerrits bleiche Stirn.

Bei diesem Ruf fladerte in Gerrits Augen der Funke des Lebens noch einmal auf.

„Haben sie sich brav benommen?“ fragte er leise.

„Sehr brav!“ erwiderte Harms nächertretend. Alle sind gerettet. Der Bürgermeister hat heut Morgen erklärt: Wir nehmen den Gerrit wieder in die Rettungsmannschaft auf!“

Ein erschütetes Schluchzen unterbrach seine Worte. Gerrit warf einen Blick auf seine weinende Schwester, dann auf den Arzt. Er hatte verstanden.

„Weine nicht,“ flüsterte er, „ich bin ja siegreich aus der Brandung hervorgegangen. Besser so zu sterben, als in der Schande zu leben! Besser so! Besser!“

Als Gerritte am Morgen in später Stunde aufwachte — denn es hatte Keiner gewacht — und das Köpchen unter der Decke hervorbedeckte, sah sie zu ihrer größten Verwunderung, daß die Nalouffen geschlossen waren. Das Zimmer war aber voll mit Menschen und alle sahen ehrfurchtsvoll auf Gerrit, der dalag, so still, so bleich, so kalt.

— Die Sklaverei hält die Liebe zur Freiheit am stärksten wach.